

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 45 (1970)
Heft: 9

Rubrik: Vom Wohnen und Leben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Wohnen und Leben

Barbara:

Der Bückling vor der Jugend

In der letzten Session des Nationalrates reichte Dr. Fritz Tanner eine Motion ein, es sei das Alter zur Wahlberechtigung auf 18 Jahre herabzusetzen. Das gleiche Begehren hat er im Kantonsrat von Zürich gestellt. Jahrelang hat man in der Presse herumgejammert, die junge Generation entwickle sich körperlich rascher, als wir uns entwickelt hätten. Dafür sei sie in der seelischen Reife hintendrin. Jetzt aufs Mal sollen sie mit 18 Jahren schon reif genug sein, um an Wahlen und Abstimmungen teilzunehmen. Wie reimt sich das zusammen? Hans Habe schrieb in der «Annabelle», offenbar verwechsle man dabei das Bett mit der Politik. Die Bemerkung bezog sich nicht auf die Schweiz, sondern aufs Ausland. Treffend ist sie einewäg. In Schweden, England und Mexiko hat man das Wahlalter bereits auf 18 Jahre reduziert. Präsident Nixon hat kürzlich ein Gesetz unterzeichnet, das den gleichen Zweck hat. Das scheint der Zug der Zeit zu sein. Ob er vernünftig ist, steht auf einem andern Blatt.

Immerhin hat man in den Ländern schon vor Jahrzehnten die politische Gleichberechtigung der Frauen eingeführt, und insofern stört mich die Herabsetzung des Wahlalters weniger. Aber in der Schweiz ist das doch sehr anders. Kein Land auf der ganzen Welt hat einen derart hartnäckigen Widerstand gegen das Frauenstimm- und -wahlrecht geleistet wie die Schweiz, mit Argumenten, die in keiner Weise stichhaltig waren. Es waren Vorwände und Ausflüchte, die man nicht ernst nehmen konnte. Es wurde geltend gemacht, nirgends auf der Erde gäbe es eine so ausgebaute Demokratie wie hierzulande, was zutrifft, und das weibliche Geschlecht sei politisch zu unreif, um im Staat mitbestimmen zu können. Das war sowieso ein ganz, ganz fauler; denn seinerzeit 1848 musste man einen «Krampf» drehen, um den Männern das politische Mitbestimmungsrecht zuzuschancen. Die Mehrheit des Man-

nenvolkes war uninteressiert daran. Item, ich will diesen Faden nicht weiterspinnen, aber ich finde es sehr stossend, dass man plötzlich die 18jährigen als reif erachtet. Solange die Frauen auf eidgenössischer Ebene nicht als vollwertige Bürger anerkannt sind, kommt eine solche Motion fast einer Beleidigung der Frauen gleich, die jahrelang für die politische Gleichberechtigung der Geschlechter gekämpft haben und sich mit idiotischen Gründen dagegen abzumühen hatten. Ein Psychologe hätte dies erfassen und seiner Motion noch etwas in diesem Sinne beifügen sollen. Vorerst wollen wir abwarten, wie das Resultat der eidgenössischen Abstimmung über das Frauenstimm- und -wahlrecht im nächsten Jahr ausfällt, bevor wir grosszügig die 18jährigen mit den politischen Rechten beschenken. Irgendwie sollte man schon eine Linie einhalten. Da ich keine Parlamentarierin bin und nicht darauf angewiesen bin, mir für meine nächste Wahl Stimmen zu sichern, kann ich mir erlauben zu sagen, was ich denke. Ein Parlamentarier, der wiedergewählt werden möchte, muss mit den Ressentiments der Jugendlichen, die morgen 20 Jahre alt sein werden, rechnen und Rücksicht darauf nehmen. Bei uns Frauen konnten sich die Gegner den grössten Blödsinn gestatten. Sie hatten keine Repressalien zu befürchten. Das ist der Unterschied.

Anlässlich der Studentenunruhen 1968 in der Bundesrepublik erklärte Willy Brandt, der damals Aussenminister war, er begrüsse die Unruhe an den Hochschulen. Sie Sorge dafür, dass uns die Füsse nicht einschliessen. Dieser Ausspruch ist typisch für einen Politiker, der aus allem etwas Positives herausklauben muss, selbst wenn es ihm noch so zuwider ist. Willy Brandt ist ein ehrgeiziger Mann, der nach dem Amt eines Bundeskanzlers strebte, das er inzwischen auch bekommen hat. Er ist politisch absolut integer. Seine politische Weste ist blütenrein, und ich schätze ihn sehr. Ich schlucke trotzdem einen Besenstiel, wenn er an den Ausschreitungen in den Hochschulstädten Freude hatte. Einem Aussenminister in der Bundesrepublik schlafen die Füsse totsicher nicht ein. Zum Problem der Vereinigung der europäischen Staaten sagte er, man müsse diese Entwicklung fördern. Die Jungen wollten es so. Die Idee, die europäischen Staaten politisch und wirtschaftlich zu einer Einheit zusammenzufassen, ist ziemlich alt. Verstärkt durchgesetzt hat sie sich nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Jungen in den Windeln lagen. Es ist recht, engagiert sich die junge Generation in der Richtung, aber nicht sie hat diese Idee gehabt, so wenig wie ich die Ideen, die ich im Laufe meines Lebens vertreten habe, selber ausgebrütet habe. Ich habe sie übernommen, weil sie mir richtig erschienen. Dass es zweierlei ist, Ideen zu übernehmen und sie zu realisieren, merkt jeder, der sich dahinter macht, die

Wirklichkeit umzugestalten. Es ist alles andere als einfach. Einfacher ist es, ein grosses Mundwerk zu führen, zu kritisieren und Forderungen zu erheben. Viele der Kritiker haben höchst verschwommene Vorstellungen davon, was sie ändern möchten. In der Praxis kann man damit beim besten Willen wenig oder nichts anfangen. Sie werden sich wundern, wie schwierig es ist, neuen Konzeptionen zum Durchbruch zu verhelfen, wobei diese selbstverständlich einer gründlichen Prüfung von allen Seiten unterzogen werden müssen. Auch die Verwirklichung eines vereinigten Europas wird eine harte, harte Nuss sein, und es lässt sich schwer beurteilen, wie sich die Schweiz dazu einstellen wird. Sie wird kaum mit fliegenden Fahnen ihre Neutralitätspolitik aufgeben wollen, mit der sie bis anhin nicht schlecht gefahren ist.

Akzentuierter als in der Politik, in der immer die Menschen mittleren Alters und darüber dominieren werden, vollzieht sich der Bückling vor der Jugend in den Massenmedien, in der Werbung und auf dem Arbeitsmarkt. Dort wird ihr der «Schmus» gebracht, dass sich mir manchmal fast der Magen kehrt. Ich bin nicht die einzige, der sich gelegentlich der Magen kehrt. Der Ausdruck stammt übrigens nicht von mir, sondern von einer ungefähr vierzigjährigen Bekannten, die mir sagte, es kehre sich ihr der Magen, höre sie im Büro den jungen



«Mama, du hast wieder vergessen, meine Taschen zu leeren!»

Leuten zu. Ihr Mann habe vor etwas mehr als zehn Jahren die grösste Mühe gehabt, eine ihm angemessene Stelle zu finden. Heute würden ihnen die Stellen auf dem Servierbrett angeboten, und sie wüssten oft nicht recht, ob sie zugreifen sollten oder lieber nicht. Sie geruhten dann doch zuzugreifen, weil ihre Ehefrauen, von denen sie bis zur Abschlussprüfung erhalten wurden, reklamierten.

Ein erst dreissigjähriger Mann, der sich als Sportlehrer an der Hochschule betätigt, erklärte mir, er komme schon mit den 24jährigen Studenten nicht zu Gang. Sie hätten eine Mentalität, die er nicht verstehe. Er selber war Werkstudent gewesen, ist verheiratet und hat Kinder, weshalb er die Dinge aus einer anderen Perspektive sieht. Der Präsident des Gewerkschaftsbundes, Nationalrat Ernst Wüthrich, hat an der Universität Zürich eine Kostprobe dieser Mentalität bekommen. Er wurde zusammengebrüllt und konnte seine Rede nicht halten. Gerechterweise muss man dazu anmerken, dass es sich dabei um einen kleinen Prozentsatz der Studenten handelte, der sich so unflätig benahm, aber unflätig war es gleichwohl. Wer schreit am lautesten nach Diskussion? Das sind die Studenten. Entspricht man diesem Wunsche, brüllen sie wie die Urstiere. Ein Kommentar erübrigt sich.

Das zweite deutsche Fernsehen strahlte einen Film über Gammler aus, der das Prädikat «Besonders wertvoll» erhalten hatte. Es blieb mir schleierhaft, was daran besonders wertvoll sein sollte. Per Zufall sah ich ihn noch ein zweitesmal im Schosse einer Kommission, die sich mit der Auswahl von Filmen für Jugendliche zu beschäftigen hat. Zu meinem ungeheuren Erstaunen waren alle Anwesenden dafür, ihn ins Programm aufzunehmen. Ein Psychiater sagte freundlich lächelnd, eigentlich seien diese Gammler doch recht sympathisch. Er für seine Person möchte zwar keinesfalls, dass seine Kinder herumgammeln. Was ich für meine eigenen Sprösslinge ablehne, bejahe ich nicht für Söhne und Töchter anderer Leute, die Qualen leiden beim Gedanken, dass der Sohn oder die Tochter sich irgendwo herumtreiben. Und grad so harmlos sind die Gammler nicht. Es ist bekannt, dass sie mit Rauschgift handeln, das sie aus der Türkei und dem Vorderen Orient nach Europa schmuggeln. Von etwas muss man leben. Entweder «blechen» die Alten aus lauter Angst, die Jungen könnten kriminell werden, oder man beutet die Gutmütigkeit der Spieser aus, über die man lästert, oder man geschäftet mit Rauschgift. Dass die Schweiz vermehrt in die Rauschgiftwelle geraten ist, ist bedenklich. Noch bedenklicher ist die Tatsache, dass es Psychologen und Schriftsteller gibt, die für die Freigabe der Rauschgifte plädieren, was für ihre völlige Instinklosigkeit spricht. Ein seelisch gesunder Mensch hat instinktiv eine profunde Abneigung gegen Rauschgift; denn er spürt die Gefahr und meidet sie. Er hat keinen wissenschaftlichen Beweis dafür nötig, dass Rauschgifte vom Teufel sind. Um so schlimmer ist es, wenn Männer, die ein gewisses Ansehen geniessen, gegenteiliger Meinung sind. Hans Habe hat sich eindeutig und energisch gegen Rauschgiftkonsum ausgesprochen, aber er macht halt auch den Bückling vor der Jugend nicht mit.

Brief an «das Wohnen»: Recht auf Wohnung?

James Schwarzenbach war für die Mieter ein grosser Helfer, ohne seine Initiative wäre der Mieterschutz nicht verlängert worden, aber vor der Abstimmung hatten die National- und Ständeräte den grossen Schlotter, sie wollten vor allem die welschen Mieter nicht ins Lager Schwarzenbachs treiben. So hat Schwarzenbach den Mietern Nutzen gebracht, übrigens *contre cœur*, er war nie ein Freund der Mieter!

Wie die meisten Mieter stimmten, weiss man nicht, man kann es nur vermuten. Ein Indiz: An der diesjährigen Generalversammlung des Mietervereins Basel wurde die Schwarzenbach-Initiative auch behandelt; nach einem Referat dagegen sprachen sich die meisten Votanten für Schwarzenbach aus, so dass der vorsichtige Präsident Dr. W. Zähler von einer Abstimmung abgesehen hat...

Die gleichen Mieter waren für die Initiative «Recht auf Wohnung». Wir wollen nicht darüber rechten, ob die Initiative einzig vom «Mouvement populaire pour la famille» oder von der PdA Lausanne gestartet wurde. Wir sind nur dagegen, weil ein brennendes Problem, das Wohnproblem, dazu benützt wird, in weiten Kreisen Illusionen auszulösen.

Zwar wird die Initiative heute von einer Reihe von Organisationen, wie dem Schweizerischen Mieterverband, dem Gewerkschaftsbund, dem Schweizerischen Verband für Wohnungswesen und der Sozialdemokratischen Partei, unterstützt. Noch vor zwei Jahren war die Mehrheit der sozialdemokratischen Nationalräte gegen die Initiative. In der Regel repräsentieren die Nationalräte die Intelligenz einer Partei...

«Recht auf Wohnung»: Selbstverständlich wäre es zu begrüssen, wenn jeder Schweizer Familie eine anständige Wohnung zur Verfügung gestellt werden könnte, wobei natürlich Ausländer, welche das Recht der Niederlassung erhalten haben, nicht vergessen werden dürfen. Oder gilt die Initiative nur für Schweizer?

Eine der vielen Unklarheiten, welche dieser Initiative anhaften, wobei erst nicht gesagt wird, wer eigentlich die gewaltigen finanziellen Mittel für die Realisierung aufzubringen hat.

Es gibt Initiativen, die man mit Überzeugung und Begeisterung unterstützt, es sei nur an das Bodenrecht erinnert. Indes, die Mehrheit der Schweizer wollte nichts von dieser so bitter notwendigen Reform wissen.

Bei der Initiative «Recht auf Wohnung» hat man den Eindruck, dass es vielen, die da mitlaufen, mitlaufen müssen, nicht recht wohl dabei ist, ja, dass sie ein ausgesprochen schlechtes Gewissen haben, weil sie um Ursprung und Ziel der Initiative wissen. Die Quellen, aus der sie kam, sind trüb, das Ziel schwer verständlich; den Initianten geht es in erster

Linie um eine Demonstration, vor allem eine Demonstration der Mieter, welche bekanntlich die grosse Mehrheit des Volkes bilden. Dabei wird eines übersehen: Die Mieter sind eine schwer in Bewegung zu setzende Masse, die Mietervereine sind klein, sie haben wenig Mittel. Ihre Gegner dagegen, die Hausbesitzer, sind straff organisiert, haben kampfkraftige Verbände und verfügen über ansehnliche Mittel.

Apropos, man hat mir vorgeworfen – wegen meiner Kritik! –, ich sei ein Gegner der Mieter. Kaum. Ich bin seit 1919 Mitglied des Mietervereins Basel, war 15 Jahre Präsident der Basler und von 1925 bis 1937 Zentralpräsident; bis zum heutigen Tage bin ich in der Baugenossenschaftsbewegung tätig. Wer also nahezu 50 Jahre sich für die Mieter eingesetzt hat, darf nicht, auch wenn er einmal anderer Meinung ist, zu ihren Gegnern gerechnet werden.

Ich bin gegen die Initiative «Recht auf Wohnung», weil mit demagogischen Phrasen nicht geholfen wird: Was es braucht, ist praktische Aufbaubarbeit. Es wäre zu begrüssen, wenn der Schweizerische Mieterverband und der Schweizerische Verband für das Wohnungswesen in enger Zusammenarbeit Mittel und Wege suchen wollten, wie der genossenschaftliche Wohnungsbau noch mehr aktiviert werden kann, vor allem in den Städten mit grosser Wohnungsnot.

Mit einer solchen Aktion wäre den Mietern mehr gedient, als wenn sie zu einer zum vornherein zu einem Misserfolg verurteilten Demonstration aufgerufen werden. Mit Demonstrieren kann nicht eine einzige Wohnung gebaut werden!

Ferdinand Kugler, Basel

Die alte Hütte im Schattenloch – mein billiges Ferienhaus

Immer mehr Menschen leben zusammengedrängt in Städten oder stadtähnlichen Siedlungen. Im gleichen Masse steigert sich das Bedürfnis, in ländlicher Umgebung Ruhe und Erholung zu finden. Die Statistik weist aus, dass sechzig Prozent der Pariser Haushaltungen über eine Zweitwohnung verfügen. Für die Schweiz fehlen exakte Angaben: schätzungsweise lebt ein Drittel aller Familien zeitweise in einer andern Unterkunft. Die meine gehört dazu.

Noch mein Urgrossvater war Bauer auf einem Bergheimetli der Inner- schweiz, das nicht alle seine Söhne zu ernähren vermochte. Meine beiden Kinder sind in der Grossstadt geboren und deren Bürger. Und doch besteht auch ihr

grosses Vergnügen wieder darin, während der Ferienzeit abends mit dem Vater zusammen auf dem Stallbänklein zu sitzen und über den See hinweg auf die Berge zu blicken. Zwar ist es nicht derselbe See, wie mein Vorfahre ihn gesehen hat.

Heutzutage bauen oder erwerben viele Leute ein Ferienhaus. Kleine Leute verrechnen sich manchmal und müssen dann das Objekt in der schönsten Jahreszeit möglichst teuer vermieten, weil sie etwa die Zinsen nicht aufbringen, wenn nur sie selber darin wohnen. Auch wir sind keine vermöglichen Leute — und doch dachten wir an ein Ferienhäuschen, vollständig eingerichtet und mit Vorräten versehen, damit es jederzeit ohne Plakerei bezogen werden kann.

Zeitungsinserate habe ich in diesem Zusammenhang nie studiert. Aber wo sich Gelegenheit bot, brachte ich das Gespräch auf das unbewohnte Haus mit dem Blick auf den See. Eine Bekannte erinnerte sich, dass so etwas im Besitze ihres Vaters sei; sie glaube aber nicht, dass man dort noch wohnen könne.

Ich liess mir erläutern, wo das Traumhaus zu finden sei. Bei nächster Gelegenheit besuchte ich den Bauern. Der Mann machte ein recht ungläubiges Gesicht: «Aber dort kann man doch nicht wohnen!»

Ein Mitglied der grossen Familie begleitete mich schliesslich auf den stotzigen Weg zu dem in 640 Meter Höhe stehenden Gebäude. Ich tappte durch die vier mit Spinnweben dicht behangenen, schmutzigen Räume, beschaute das Hüttchen auch von aussen und musste mir eingestehen, dass es auch von dieser Seite keinen sehr gepflegten Eindruck hinterliess. Hingegen sagte ich mir, dass ich ja schliesslich hinaus schauen wolle und demzufolge das Äussere keine so grosse Rolle spiele. Dann kostete ich noch das Trinkwasser, das aus einer nahen Quelle gurgelte.

Der Blick lag frei auf den Spiegel des Sees, auf zwei kleine Dörfer am Ufer, hinter denen steile Gebirgskette aufragten.

Es war Liebe auf den ersten Blick. Beim Ausmessen der Räume sah ich, dass Haus- und Stallteil ineinanderlappen. Da mir bekannt war, dass letzterer viermal jährlich für das Vieh des Eigentümers benützt wird, konnte ich mir vorstellen, dass bei einem Kaufe des Hauses recht komplizierte Besitzverhältnisse entstehen würden. So begab ich mich denn mit dem Vorsatz, die Mietbedingungen zu erkunden, zum Hofe des Bauern.

Es wäre direkt verwegen da von «Verhandlungen» schreiben zu wollen. Sie fanden nämlich sozusagen gar nicht statt! Ich gab der versammelten Familie mein Interesse für eine langfristige Mietzeit kund. Niemand wollte nähere Bedingungen machen oder eine bestimmte Ziffer nennen. — So rückte ich

denn mit einem Angebot heraus, das mir angemessen erschien: Vorläufig zehnjährige Mietdauer, 300 Franken Jahreszins, die ersten fünf Betreffnisse, also 1500 Franken, im voraus. Bedingungen: Instandstellung der Kochgelegenheit und Bau eines Abortes. Angenommen!

Da ein Sohn der Familie ein Advokaturbüro im Hauptort betreibt, anbot ich, den Vertrag das nächste Mal zu unterschreiben. Da stand der Vater auf, reichte mir die Hand und meinte bloss: «Was Vertrag? Du bist uns gut genug!»

Viele meiner Ferientage standen im Zeichen des P = Putzen. Doch zuerst riss ich an die zweihundert Nägel aus den Wänden, welche meinen Vorgängern — einer Familie mit acht Kindern — wohl die Kleiderschränke ersetzt hatten. Der Kochherd unter dem offenen Kamin war in einem Zustand, dass ich nicht wagte, Feuer darin anzufachen. Die grossen Mengen des benötigten Schmierseifenwassers bereitete ich in einem Pfandfinder-kessel im Freien.

Jetzt geht es ans Einkaufen! Ein Kollege möchte ein neues Schlafzimmer anschaffen. 200 Franken für das alte! Abgemacht. Eine Firma offeriert Kajütenbetten mit Matratzen für 300 Franken. Schicken! Geschirr und Besteck für acht Personen kommt im Ausverkauf auf Fr. 106.80 zu stehen. Türschloss, Wolldecken, Petrollampen, Werkzeug, Vorhänge, Schlafsäcke und Kaffeemühle ergänzen die Liste. Dann treffen Geschenke und Leihgaben von Bekannten und Verwandten in unserem Keller ein: Zuber und Betten, Pfannen und Mostservice, Stühle, Keilkissen, Kerzenständer, ein Abwaschtrög, ausgestopfte Vögel und selbst eine Eckbank; im Brockenhaus der Heilsarmee finde ich für 15 Franken einen riesengrossen Tisch.

Als alles beisammen ist, addiere ich die peinlich genau geführte Buchhaltung über die Anschaffungen für das bereits zum «Landsitz» avancierte Alphüttli und komme auf ein Total von 1564 Franken und 65 Rappen. Spätere Ergänzungen, für nun neun Betten und Geschirr für 12 Personen, erhöhen die verausgabte Summe auf Fr. 2028.90. — Als vorsichtiger Hausvater erweiterte ich natürlich meine Mobiliarversicherung gegen Feuer und Einbruch um den Betrag von 3000 Franken, was eine Mehrprämie von nicht einmal zehn Franken ausmachte.

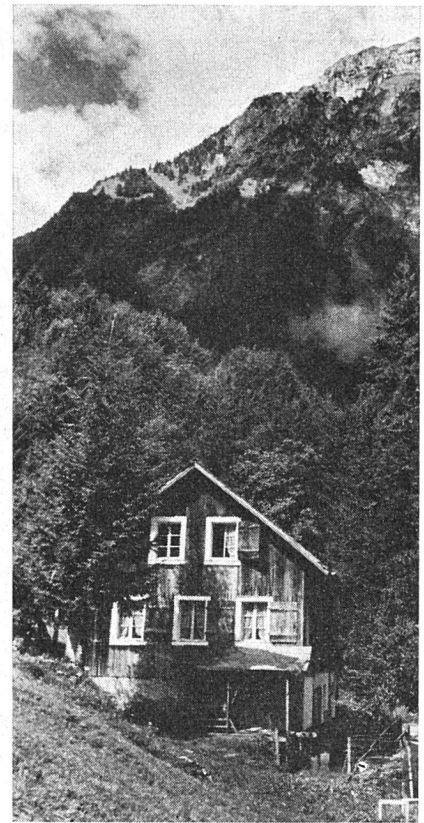
In vereinzelt Gängen buckelte ich seltsame Lasten auf den Berg: Der neue Herd benötigte zwei Ofenrohre. Ich stellte sie in den Rucksack, füllte Tassen und Gläser bruchstark in diese ein und bewunderte mich zum Schluss selber, dass ich etwas, das aussah wie ein Geschütz mit Zwillingrohr — und das fast ebensoviel wog! — überhaupt zu schleppen vermochte.

Mit motorisierten Kollegen hatte ich feste Zügeltermine vereinbart. Da erreichte mich über den Radio die Hiobsbotschaft: ein grosser Felssturz hatte die

einzige Zufahrtsstrasse zum Dorf in den See gerissen! So fuhrwerkte ich eben den ganzen Plunder zum Güterbahnhof und spedierte das Zeug als Frachtgut. Als ich dann am Ort meiner zukünftigen Erholungsstätte eintraf, fand ich die ganze Warthehalle der Schiffstation bis unter das Dach angefüllt — wie vordem meinen Keller.

Mit einem von den Schiffsleuten entlehnten Rollkarren beförderte ich alles zum Bache, von wo der kürzeste Weg zu meinem Juhee abzweigt. Wie ein Clochard richtete ich unter einem Brückenbogen im Tobel das Basislager ein, das ich dann wiederum in täglich drei mühseligen Anstiegen zu vermindern trachtete.

Innert zwei Wochen hatte ich alles recht wohnlich eingerichtet. Die erste Inspektion durch meine Familie brachte ausser einer Anerkennung für die schöne Aussicht noch keine grossen Pluspunkte. Freilich — es sah auch nicht alles erhebend aus. Zwar hatte ich das Hüttchen tiptop herausgeputzt und das beste daraus gemacht. Aber die Umgebung, der Notabort am Waldrand, der rinnende



Brunnentrog und das holprige Steinpflaster rundherum — ich begriff.

Ein Sommer kam, wie ich ihn mir nur wünschen konnte. Während ich der Arbeit nachgehen musste, verbrachte meine Familie bei schönstem Wetter vier erholsame Wochen in luftiger Höhe. Von meiner Frau aber erhielt ich, wieder zu Hause in der Stadt, einen ganz kurzen

Brief: «Du hattest eine prachtvolle Idee — es ist wunderbar!»

Bereits zwei Sommer später waren sozusagen alle Schönheitsfehler ausge- merzt. Jetzt plätschert das Wasser in einen neuen Brunnen, und das gewisse Örtchen ist nun in bezug auf Hygiene den meisten entsprechenden Anlagen in den Bauernhäusern der Gemeinde voraus. Sogar ein Planschbecken steht unterhalb des Hauses auf der topfebenen Beton- platte. Und trotzdem habe ich keine zweihundert Franken in das von mir ja schliesslich nur gemietete Objekt ge- steckt.

Die im voraus entrichtete Miete gab meinem Bauern den Anstoss, den Stall- teil gründlich umzubauen. Und weil alles so stark ineinandergeschachtelt ist, profitierten wir mit.

Unsere Beziehung zur Tierwelt ist enger geworden. Wir sahen einen Dachs gemütlich seines Weges ziehen, genossen die Kapriolen eines übermütigen Wiesels, erschrakten über das abendliche «hou, hou» eines Rehbocks und konnten

polternder Siebenschläfer wegen nicht schlafen. Von Fledermäusen wäre zu er- zählen und von seltsamen Käfern. Un- angenehmes erfuhren wir zum erstenmal bei einer Ameiseninvasion im Küchen- kasten; dann kam im Herbst der Über- fall der Mäuse und während des Um- baues die Entdeckung eines Schlangen- nestes unter dem Stubenboden.

Von gemütlichen Abenden mit Gä- sten aus dem Dorf, die bei Petrollicht das Fondue kennenlernten, wäre zu reden, vom Ständchen der sechzehnköpfigen Dorfmusik zu berichten, die sich ohne äussern Anlass, einfach so zu unserem und ihrem Vergnügen, eines Abends ein- fand — und lange blieb!

Und wie erholsam sind die Tage, die ich mutterseelenallein — auch im son- nenscheinlosen Winter — hier verbringe. Sie lachen über den seltsamen Kautz in der alten Hütte im Schattenloch?

Dann sind Sie eben noch nie auf dem Stallbänkli gesessen und haben nicht über den See hinweg in die Berge ge- blickt. K. S., SG



Sie erhalten mehr Licht für Ihr Geld.

ANTHRAX

KOHLHANDELS-AG. ZÜRICH

Heizöl Kohlen

LÖWENSTRASSE 55

TELEPHON 239135